

Heringers

Bonbons

by Hans Jürgen Heringer

#1

Sprich mit dir selbst ...

... dann wirst du bestens verstanden.

Das Landgericht Köln hat drei Angeklagte wegen Mordes zu lebenslanger Freiheitsstrafe verurteilt. Ein Indiz für ihre Täterschaft wurde den Bemerkungen eines Angeklagten entnommen, die er im Selbstgespräch im Auto gemacht hatte: „Wir haben sie tot gemacht“. Das Selbstgespräch war im Lauschangriff aufgezeichnet worden.

Wenn Sie Richter wären, würden Sie natürlich gleich fragen: Wer sind die wir, wer ist die sie? Eine Fliege? Ok. Das ist nicht unser Thema hier. Es geht um Selbstgespräche.

Zur Kommunikation gehören zwei. Nun die gab es in diesem Fall ja wirklich, eben mit dem Lauscher an der Wand. Im Normalfall eines Selbstgesprächs ist vielleicht keiner dabei oder er ist nicht der Partner des Redenden.

96 Prozent der Menschen führen Selbstgespräche – habe ich irgendwo gelesen. So genau wissen das kluge Psychologen. Aber ich doch nicht! Oder doch? Wenn ichs bedenke: Ich spreche schon mal laut, wenn keiner dabei ist. Ich rede mit meinem PC oder mit wem dahinter:

Das gibt's doch gar nicht!

Ihr Deppen!

Was soll das?

Dies ist zwar lautes Reden, wenn keiner dabei ist. Aber ein Selbstgespräch ist es eher nicht. Man muss im Selbstgespräch irgendwie mit sich selbst reden. Zu sich selbst?

Ähnlich wie mit dem Luft Ablassen dürfte es sich mit Scheingesprächen verhalten. Wenn Sie im Auto mit dem Bummler vor Ihnen reden:

Mach voran, du Grufti.

Mein Gott, nun fahr doch schon los!

Das ist zwar ein Dialog, aber Sie wissen, dass Ihr Partner (?) Sie nicht hören kann.

In Selbstgesprächen scheint man irgendwie zwei. Man spricht und hört. Ja, aber so ganz klar ist das nicht mit dem Partner. Sieht man sich wirklich als Partner? Braucht es das? Den Partner würde man wohl duzen. Bestimmt, wenn man es selbst wäre. Die meisten scheinen sich aber zu ichzen. Da wird kein Partner irgendwie angesprochen. Unter den wenigen Duzern sollte es sogar welche geben, die sich siezen! In manchem Fall wär das schon mal angebracht.

Selbstgespräch = lautes Denken, so sagen Psychologen, so heißt es öfter. Ein alter Hut. Man kann auch stille Selbstgespräche sehen, wo bei jemandem nur der Mund wackelt wie beim Reden. Sollte das auch beim Denken helfen?

Es heißt auch, ältere Menschen, die oft allein sind, führen Selbstgespräche. Das ist der klassische Fall und eigentlich plausibel. (Woher weiß ich das? Ich krieg es doch nur mit, wenn ich dabei bin

und noch glaube, der Soliloquent bekomme das nicht mit. Aber Spaß beiseite.) Warum soll jemand, der oft allein ist, laut denken? Und besonders die? Es wäre doch für alle nützlich, wenn es hülfe. Dann auch noch die Frage: Warum sind uns Selbstgespräche eigentlich irgendwie peinlich?

Warum nun überhaupt Selbstgespräche? Jemand hat mal gesagt: Ich unterhalte mich gern mit einem intelligenten Menschen. Und ich? Ich unterhalte mich gern mit einem, der einfach ja sagt.

Empfohlen werden von klugen Therapeuten die Selbstgespräche, weil einer Selbstkritik da leichter falle. Und das sei doch was Positives. Nun gut, wem das gut tut. Gemeint sind hier nicht die spontanen Ausrufe, wenn einem was misslungen ist: Mist!, Oh Gott!, Scheiße! Und so fort. Das gab's und gibt es immer schon. Man kann sie mehr als Symptom des Fehlschlags sehen. Sie sind aber wirklich kein Selbstgespräch. Nicht einmal ein Gespräch. Dazu braucht es schon ein bisschen mehr.

Positiv könnte auch sein: sich etwas vornehmen und es sich öfter vorsagen. Das hilft. Schon deshalb: Je öfter du etwas sagst, umso wahrer wird es. Und je öfter du dir etwas vorsagst, umso eher wirst du es tun. Prinzip Hoffnung!

Wäre da nicht Tommy Haas ein Vorbild? Bei den Australian Open führte er das folgende Selbstgespräch, in dem er sich übrigens duzte:

So kannst du nicht gewinnen. So kannst du nicht gewinnen, Haasi, das geht nicht. So geht's nicht. So geht es nicht. Zu schwach einfach. Zu viele Fehler, zu viele Fehler. Es ist immer das Gleiche. Ich habe keinen Bock mehr. Ich habe keine Lust mehr. Für was mache ich die Scheiße? Für was? Für wen? Außer für mich selber, ha? Wieso? Weshalb? Warum? Ich kann es nicht, ich kapier' es nicht. Ich zahle Leute für nichts, für absolut nichts. Damit ich mich aufregen kann. Du bist ein Vollidiot, bist du selber. Schön wieder nicht reingegangen ans Netz. Aber du gewinnst. Du gewinnst es noch, komm. Du kannst es nicht verlieren. Fighten. Fighten. Kämpf.

Und er gewann!

Der BGH meinte, bei Selbstgesprächen empfinde sich ein Mensch als allein mit sich selbst. Will man das als Kriterium nehmen, dann sollte man vielleicht auch Luftgespräche einführen, bei denen mir der Witz scheint, dass eben doch welche zuhören. Ich denke an Menschen (oft etwas abgerissene), die auf Straßen und Plätzen laut (vor sich hin?) reden. Oft klingt das recht aggressiv in meinen Ohren und man könnte ein bisschen Angst bekommen. Da wird geklagt über das eigene Schicksal, über die Welt und die Gesellschaft. Und vor allem über die da. Könnte ich da nicht auch gemeint und angesprochen sein? Diffus empfinde ich das so. Aber sind solche Luftgespräche sinnvoll und sind sie hilfreich? Einen habe ich gehört, der hat sich gar gestritten. Mit sich selbst?

Die einsamen Brabblers, die in der Stadt rumlaufen sind verkabelt und haben einen Knopf im Ohr. Sie führen eher Ferngespräche. Manche scheinen auch Luft- und Ferngespräche zu verbinden.

So nützlich oder wenigstens unschädlich echte Selbstgespräche sein mögen, sie bergen doch eine gewisse Gefahr in sich: Einer soll im Selbstgespräch etwas in den falschen Hals bekommen haben und ist daran erstickt.

Doch zur Beruhigung:

Ein von der Polizei abgehörtes Selbstgespräch eines mutmaßlichen Straftäters darf grundsätzlich nicht im Gerichtsprozess verwertet werden. Das hat der Bundesgerichtshof (BGH) entschieden. Der Grundsatz, dass „die Gedanken frei“ und dem staatlichen Zugriff nicht zugänglich seien, beschränke sich nicht allein auf „Denkvorgänge“, sondern erfasse auch das „Ausprechen von Gedanken“ in Selbstgesprächen, teilte das Gericht mit. Die müssen es ja wissen. (AZ: 2 StR 509/10 - Urteil vom 22. Dezember 2011)

„Pflegt ihr Freund Selbstgespräche zu führen, wenn er allein ist“, fragt der Richter die junge Zeugin. „Ich weiß nicht, ich war noch nie dabei.“

#2

Mit dem Hut in der Hand . . .

. . . kommt man durchs ganze Land.

Wer sich mit Höflichkeit befasst, von dem wird vielleicht zu Anfang eine Antwort auf die Frage erwartet: Was ist Höflichkeit?

Dieser Art Fragen sind nun allerdings in mehrerlei Sinn naiv:

Höflichkeit ist nicht irgendein vorgegebener Gegenstand, den man nach aristotelischem Muster definieren könnte. Schon bei der Frage nach dem *genus proximum* zeigt sich eine Vielfalt – und eine Tendenz.

Duden Universalwörterbuch

höflich

in seinem Verhalten anderen Menschen gegenüber aufmerksam u. rücksichtsvoll, so, wie es die Umgangsformen gebieten

PONS Schulwörterbuch

höflich

den Regeln des Anstands entsprechend

ein höflicher Mensch

höfliches Verhalten

jemanden höflich grüßen/ um etwas höflich bitten

Höflichkeit (Meibauer 2008, 197)

Ausdruck sozialer Distanz oder Nähe mithilfe sprachlicher (Duzen/ Siezen) oder nicht-sprachlicher Mittel.

Wikipedia meint doch wirklich: „Die Höflichkeit [...] ist eine Tugend ...“. Wie man wohl darauf kommt? Introspektion eines Individuums. Und wohin Sie das Stichwort „Tugend“ führt, können Sie leicht erproben. Wollte man in dieser Weise verfahren, wäre doch ein *genus* wie „ein Verhaltensmuster“ schon etwas besser.

Aber mit empirischer Wissenschaft hat das wenig zu tun. Auch viele (die meisten?)

Linguisten gehen nicht gerade empirisch vor. Üblich ist es, Höflichkeit anzuhängen an ein in der Linguistik etabliertes Konstrukt. Ich denke da etwa an den üblichen Anschluss an Goffmans *face*-Begriff, wie es auch in der Fortsetzung bei Meibauer anklingt, wo es dann um gesichtsbedrohende oder gesichtsbewahrende Akte geht.

So wuchert auch die Unhöflichkeit hin zu Akten wie Ablehnen, Vorwerfen, Belehren. Oder Höflichkeit driftet in Stilregister.

Dollpunkt 1

Höflich hat (wie alle Wörter?) eine Streubedeutung.

Man könnte auch sagen: schwammig.

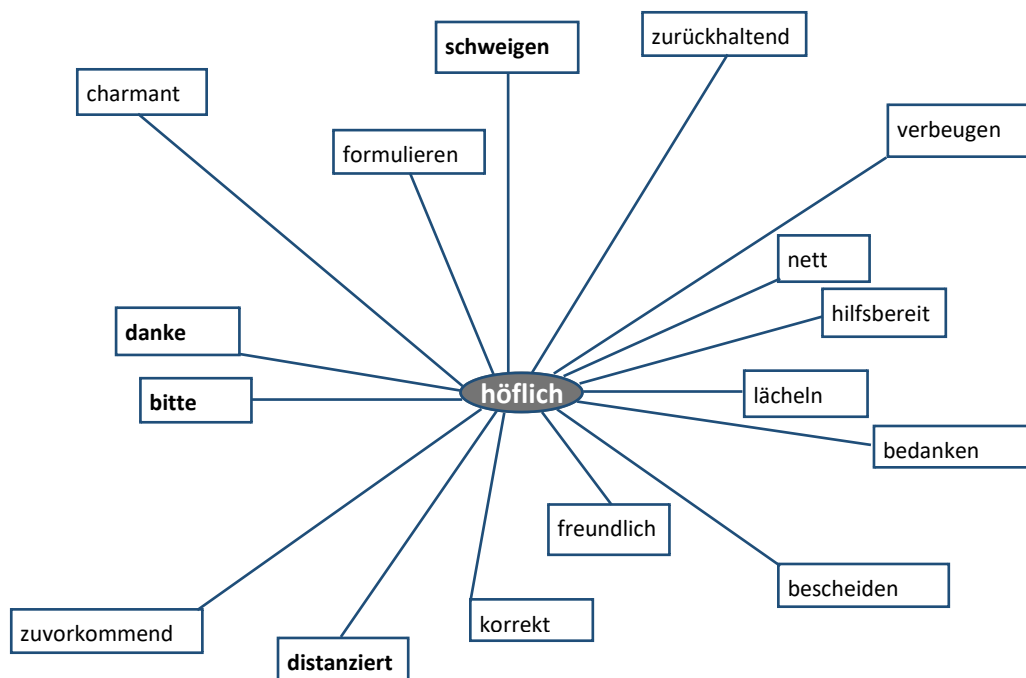
Sich mit Höflichkeit zu beschäftigen heißt erst einmal:

- Was verstehen Menschen unter Höflichkeit?

Und das heißt für Linguisten vor allem:

- Wie wird das Wort *höflich* gebraucht?

Dazu könnten wir Einiges zusammensuchen aus diesem *höflich*-Stern. Er ist empirisch gewonnen auf Basis des riesigen Mannheimer Korpus der deutschen Sprache.



Um einige dieser Wörter wird es auch im Folgenden gehen.

Dollpunkt 2

Höflichkeit ist eine Sache des Tuns, nicht des Seins. Höflich bezieht sich auf Interaktion.

Ein Vokabular für höfliches Kommunizieren gibt es nicht.

Eine solche Betrachtungsweise wäre höchstens ein Anfang.

Kommunikation beherrscht Vokabular. Auch wenn eine Mutter ihr Kerlchen „kleinen Hosenscheißer“ nennt.

Deshalb geht es weniger um das „Was ist ...?“ als darum:

- Wie geht es?

Und zwar kommunikativ gesehen.

Als Beispiel das Höflichkeitssuperwort *danke*: Es drücke Anerkennung des Anderen und seiner Leistungen aus. Aber Kommunikation geht etwas anders.

Ich wandle des Morgens auf meinem lauschigen Uferweg, nachdenkend über Höflichkeit. Entgegen kommen mir drei schnelle Biker hoch zu Rad. Ich bleibe starr stehen. Sie brausen vorbei. Der letzte ruft mir ein freundliches „Danke“ zu.

Umdefinition der Situation: Sich bedanken für etwas, was man erzwungen hat.

Vorauselendes Danke: Sie will mich zu etwas bringen.

Auf schmalem Treppenweg an der Küste kommt mir eine Frau mit Krücken entgegen.

Zwei Meter vor mir sagt sie:

„Merci.“

Ironisch oder so tun als ob?

Der kleine Knirps verliert grad seinen Euro.

Die kleine Maus dabei schnappt sich die Münze und sagt: „Danke“.

Ich halte meiner Frau – wie immer? – die Tür auf. Und bekomme ein Danke. Is was? – denke ich.

Da können Eheleute sich ihre Gedanken machen.

Eine stille Gemeinheit? Tut sie so, als täte ich es aus Höflichkeit oder normal nicht?

Möchte sie sich ankratzen, versöhnen nach dem Krach von gestern?

Man könnte eine kommunikative Typologie für das *danke* entwickeln.

Wohin das face-Konstrukt führt, kann man schon im Meibauer-Zitatchen erkennen. Als sprechend und ernst genommen das *Sie* als Pronomen der Höflichkeit. Siezen aber ist unter den entsprechenden Gebrauchsbedingungen der Default und Duzen desgleichen. Mit Höflichkeit hat das bestenfalls zu tun über die dunkle Seite, weil man vielleicht als unhöflich gesehen wird, wenn man sich nicht an die übliche Verwendung hält. Aber was heißt da schon üblich? Und für wen und wann? Einen Standard des höflichen Kommunizierens gibt es nicht. Das face einer Person ist nichts Objektives, jeder Person in gleicher Weise Zukommendes. Es ist etwas sozial Entstandenes und Gemachtes. Was Standardisierer als höflich sehen und proklamieren, gilt bestenfalls für standardisierte faces. Unter Prollis mag Höflichkeit anders ausschauen als unter Gentlemen.

Das face einer Person ist etwas Individuelles. Was des Einen face bedrohen könnte, muss für andere keine Bedrohung darstellen. Ja, sogar face fördernde Akte unterliegen keinem allgemeinen Standard (so wie Ethikettebewusste sich das vielleicht vorstellen und vokabularistisch orientierte Linguisten). Es kommt auf das reziproke Wissen der Partner an und alles, was kommunikativ dazugehört.

Dollpunkt 3

Haben die Wörter *höflich* und *Höflichkeit* nicht etwas Fischiges?

Sie haben ein Gschmäckle. Sie riechen nach upperclass und Adel gar.

Schon die Herkunft vom Höfischen zeigt, worum es ging und oft noch geht. Auch *distanziert* in unserem Stern zeigt etwas hiervon. Ähnlich die verwandten *gentilhomme* und etwas auch *gentleman*. Und es zieht sich durch die Geschichte: Es ist soziale Abgrenzung. Und die Höflichen sind die Tollen.

Ein anderer Punkt ist der Übersprung von *höflich* zu *Höflichkeit*.

Der Übersprung von interaktivem Verhalten von Personen zu stehenden Eigenschaften der Person, gar zu irgendwas im platonischen Himmel. (Denken Sie an die Tugend!)

Droht also die Generalisierungsfalle: Einmal höflich, immer höflich? Oder darf die Höfliche sich mal einen Ausreißer gestatten?

Es gibt noch mehr Fischiges. Nicht ganz unüblich ist, Höflichkeit in Zusammenhang zu bringen mit Verstellung, Täuschung und Lüge gar. Goethes „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist“ würde ich hier allerdings nicht beanspruchen. Es wäre wohl am besten als Appell an die Deutschen zu sehen, die unterstellte Meinung zu ändern und ruhig höflich zu sein. Und wer hat nicht alles versucht das Konzept „Höflichkeit“ zu läutern – bis hin zu Verbrämungen. So ist nicht unüblich:

Der Höfliche verfolgt kein Eigeninteresse. Er gibt ohne haben zu wollen.

Wer diese gängige Idee ernst nähme, der würde die Höflichkeitsvorkommen drastisch begrenzen. Und er würde den Selbstdarstellungsaspekt des Höflichen vergessen.

Ein kleiner Business-Knigge lässt die Katze alsbald unreflektiert aus dem Sack. Zuerst das Soziale:

Mit Höflichkeit und Respekt meistern Sie heikle Situationen.

Zeigen Sie, dass Sie Ihren Partner achten.

Dann aber:

Wer Benimmregeln beherrscht, profitiert im Geschäftsleben.

Und:

Wie Sie durch richtiges Verhalten punkten.

Da ist die Katze aus dem Sack. Bei Knigge selbst war sie seinerzeit schon draußen:

Der Umgang mit Großen und Reichen muß aber sehr verschieden sein, je nachdem man ihrer bedarf oder nicht, von ihnen abhängig oder frei ist. Im erstern Falle darf man wohl nicht immer so gänzlich seinem Herzen folgen, muß zu manchem schweigen, sich manches gefallen lassen, darf nicht so kühn die Wahrheit sagen, obgleich ein fester, redlicher Mann diese Geschmeidigkeit dennoch nie bis zu niedriger Schmeichelei treiben wird. (Knigge 1975, 240)

Natürlich wollen Höfliche was mit ihrem Verhalten. Das ist normal und ich finde es sowieso ok. Dennoch wurden große Anstrengungen (auch von Linguisten)

unternommen, diesen Aspekt wegzudefinieren. Es gelingt nur nicht. Es schlummert in der Wortbedeutung.

Höflichkeit ist etwas Gutes.

Hätten Sie da Zweifel? Natürlich nicht. Denn wir haben es mit einer Immunisierung zu tun:

Wenn es sich herausstellt, dass höfliches Verhalten nicht gut war, war es dann noch höflich?

Dollpunkt 4

Höflich sein heißt etwas mehr als normal tun.

Höflichkeit verbraucht sich.

Hier kriegt man es zu tun mit Paul Watzlawicks „Mehr desselben“.

Wenn eine Handlung nicht zum gewünschten Erfolg führt, sollte man sie verstärken und wiederholen. Das führe zum gewünschten Erfolg.

In einem Stück von Roda Roda gibt es unter all den Offizieren einer Garnison nur eine Frau, eine attraktive und charmante, hinter der sie alle her sind.

Sie wird komplimentiert und hofiert.

Ein Offizier aber kann und schafft das nicht: Er ist unsterblich in sie verliebt, drum bleibt er stumm.

Und siehe da, das macht ihn besonders und weckt ihr Interesse.

Also ...

Präsident Obama verbeugte sich einst tief vor dem Tenno. Wie tief? Es heißt, die Japaner hätten das gut geregelt und abgestuft. Wer sich daran hält, bleibt im Default. Aber durch amerikanische Medien ging der Vorwurf, das sei zu tief und unterwürfig gewesen. So sah es das amerikanische Publikum mit seinen Augen.

Wie also dosiert man? (Eine heilsame Grenze ziehen Parodie und Ironie.)

Höflichkeit lebt vom Besonderen.

Um besonders zu sein, braucht es das Normale, den Default.

Je höflicher die Leute, umso mehr wird der Standard gehoben.

Also . . . Watzlawick lässt wieder grüßen.

Und das Prinzip hat fatale Folgen. Es führt zur Pejorisierung höflicher Ausdrücke.

Höfliche Ausdrücke nutzen sich ab. Denken Sie an die Entwicklung von *frouwe*, das im älteren Deutsch für Adlige reserviert war.

Über Ameliorisierung ist mir im Sprachwandel kaum was bekannt.

Die Höflichen zeichnen sich aus.

Sie müssen vielleicht hoffen, dass nicht allzu viele allzu höflich sind.

Höflichkeit ist im Innersten elitär.

Und da ist noch ein anderes Problem mit den Grundmaximen:

Mach dich selbst klein!

Mach den Partner größer!

Nur wie steht es mit dem elliptischen „als“?

- Als du denkst?
- Als du glaubst, dass du bist?
- Als du glaubst, das dein Partner glaubt, dass du bist?

Sie wissen schon, wo das hinführt. Analog die zweite Maxime:

- Als der Partner ist?
- Als du glaubst, dass die Partnerin ist?
- Als die Partnerin glaubt, dass sie ist?

Da können wir sogar ein Paradox der Höflichkeit erkennen:

Sich groß machen, indem man sich klein macht.

Nochmal kurz zurück zum Freiherrn von Knigge, der von den Eттikettierern vereinnahmt wurde. Vor mir auf dem Tisch ein kleines gelbes Büchlein, das seinen Namen auslutscht: 100 wichtige Benimmregeln.

Daraus Einiges. Erst mal zur Vorbereitung:

- Feuchte Hände können Sie vor dem Handschlag am Hosenbein trocknen.

Ja, und weiter da unten rum:

- Ein hervorblitzendes helles Schienbein lenkt ab.
- Vergessen Sie nicht das Preisschild von der Sohle zu entfernen.

Dann lerne ich, wenn ich je in Verlegenheit käme:

- Herrn Dr. Dr. h. c. sprechen Sie nur mit einem Dokortitel an. Ist er auch noch adlig, dann verfahren Sie so:
- Guten Tag, Dr. Graf von Hohendödel.

Nun bin ich aber Professor??? Und Linkshänder. Darum sehr dankbar hierfür, wengleich mir nicht ganz klar ist, wie ich das mache:

- Linkshänder dürfen Messer und Gabel vertauschen.

Aber doch wissen:

- In angelsächsischen Regionen wird die Suppe vom Körper weg gelöffelt.

Das hier ist nun wirklich ein gefundenes Fressen.

- Sie können mehrmals zum Büffet gehe, aber nicht zu viel auf den Teller laden. Mischen Sie nicht Salziges mit Süßem, Kaltes mit Warmem oder Fisch mit Fleisch.
- Angestoßen wird nur mit Wein und Sekt und zum Oktoberfest mit Bier. Autofahrer dürfen auch mit Wasser anstoßen.

Aber aufgestoßen wird nicht, liegt mir auf der Zunge.

Gegen Ende geht es um:

- Killerphasen am Telefon.

Und Pikantes:

- Jeder wäre für so einen Hinweis dankbar, wenn es sich um einen offenen Reisverschluss handelt.

Ja, und Sie sollten korrekt rechtschreiben lernen oder schauen, wie findige Chinesen mit Reis Verschlüsse herstellen.

In der Moralphilosophie gibt es eine alte Tradition: Das Maß der Mitte.

Für das gute Leben ist es das richtige Maß und der richtige Weg. Nicht so viel nach unten und nicht so viel nach oben. Der Default genügt.

Ist man nicht schon höflich, wenn man nicht unhöflich ist? Wenn man etwa Beschimpfungen und Beleidigungen unterlässt?

Sich bedanken etwa ist der Normalfall. Auffällig ist, wenn man es unterlässt.

„Ein Brot, bitte“ und „Guten Morgen“ ist Default. Sogar sich bedanken für etwas, das man bezahlt hat, ist Default. Insofern ist vielleicht nicht angebracht, so etwas unter Höflichkeit zu behandeln.

Der Default ist das Glatte, das Normale. Der Default ist natürlich kein allgemeiner, genereller Standard. Er wird als im reziproken Wissen unterstellt. Und das mag bekanntlich auch nicht wohlkoordiniert sein.

Halten wir uns an die Grundmaxime (Höflichkeit eingeschlossen):

Sag, was zu sagen ist. Nicht mehr und nicht weniger.

Es genügt, wenn wir

- glatt
- empathisch
- nett

kommunizieren.

Und wir können ruhig alle kommunikativen Möglichkeiten nutzen, die wir nutzen wollen und nutzen können. Denn wozu haben wir denn diese Mittel?

Noch ein Schlusswort zu höflichem Handeln und felicity conditions:

Einer hilft einer Frau in den Mantel und kugelt ihr dabei den Arm aus – ohne Absicht natürlich.

War er höflich?

Sollen Schussel höflich sein? Zumindest es versuchen?

#3

Neue Weisheiten aus dem Lande Kalau

Therapeuten und Coachs haben stets mit Kommunikation und Sprache zu tun. In ihrer großen Erfahrung entwickeln und bewahren sie ein feines Gespür für den tiefen Sinn in Worten und Wendungen. Sie bringen ihn ans Licht und machen ihn fruchtbar. Darum machen sie sich natürlich ihre Gedanken bis hin zur Konstruktion von Volkstheorien für ihre Praxis. Es heißt zwar die Theorie bestätigt sich durch die Praxis. Aber Praxis ohne Theorie, damit kann man auch nicht glänzen.

So eine Art Überbau oder Unterbau, bei dem es drüber und drunter geht. Die Arbeit an der Sprache ist so wertvoll, weil sie verborgene, verbogene Wahrheiten ans Licht bringt. Es soll nicht um pingelige Etymologie gehen, um Erbsenzählerei, sondern um den tieferen Sinn. Wir wollen zu den radikalen Wurzeln kommen.

Verstand steckt in der größten Selbstverständlichkeit.

Wir alle kleben am Leben.

Wer etwas ständig wiederholt, will etwas wieder holen.

Komm-und-geh-Position.

Enttäuscht? Worin hast du dich getäuscht?

Der Ursprung ist der größte Sprung.

Sollten wir nicht alle einen echten Pass bekommen, der auf uns passt?

Strebsam: von der Qual zur Qualität.

Vorzüglich ist sich selber vorzuziehen.

In jedem Präsens bist du selbst präsent.

Verlust ist verlorene/abhanden gekommene Lust.

Frühe Aufgabe ist keine Gabe.

Jeder Moment birgt ein Moment.

Wenn du voll gekommen bist, das ist Vollkommenheit.

Ganzkörperbemalung mit Kleie, das ist primitiv. Ganzkörperverstecken mit dem Kleide, das ist Zivilisation.

Am Anfang einer Sache, stets die Ursache. Wo aber steckt der Anfang?

Mit „Wer hat angefangen?“ kannst du allerhand anfangen. Besonders in der Partnerschaft.

Bei Zahnweh: Das Übel an der Wurzel packen!

Sie hatte schon vor der Prüfung Durchfall bekommen.

Vom T sich trennen führt zum rennen.

Ich fühle mich so niedergeschlagen. Ich suche den Schläger.

Fühlt die spitze Zunge sich wirklich spitze?

Die Gerechte geht aufrecht. Recht so?

Mit lauter Stimme zur Verstimmung!

Wer sich empört, schwingt sich auf die Empore. Von oben herab!
Wer sich beschwert, macht sich's selbst schwer.
Die Last des Lasters: Belästigung für dich und die anderen.
Suche den Ertrag nicht um Unerträglichen. Das wäre schwer zu ertragen!
Im Wesentlichen steckt dein Wesen.
Dein künftiges Los geht jetzt schon los. Du musst nur loslassen.
Deine Hoffnung ist ein weißer Schwan. Schwant dir nun, warum sie nicht fliegt?
Was hilft dir all die Beute in deinem Beutel? Am Schluss bist du gebeutelt.
Verdammt bist du, wenn dein Damm nicht hält.
Wer denkt bei der Hochzeit schon an die Tiefzeiten!
Die Farben der Gefühle: Liebe ist grausam.
Alt bekannt: Das Notwendige wendet die Not. Aber wohin?
Unsere Möglichkeiten sollten wir mögen.
Unangenehmes besser nicht annehmen!
Aus Zugehörigkeit folgt allzu oft Hörigkeit.
Information hält dich in Form.
Als Waschlappen erleidest du mancherlei Schlappen.
Vom Ergreifen zum Reifen.
Nimm der Schlange ihr SCH und „sch“ raschelt sie weg. Sie bleibt nicht lange.
Wer außer Rand und Band neigt zum Randalieren.
Am Tage klotzen, abends glotzen, morgens ...
Nach der PISA-Studie wurde klar, dass mit der Bildung was schief läuft.
Verschieden
Nicht jede, die sich brüstet, stillt auch.
Alles LebEnde hat ein Ende. Radikahl!

Erfahrene Terrorpathen und Kutscher, pardon Coacher, sagen: Es ist wirklich, weil es wirkt.
Ernst wird es, wenn Sie sowas ernst nehmen.
Sie infizieren sich mit Kalaueritis!

Die Wischivaschi-Regel

0. Wenn Sie den Titel lesen, haben Sie vielleicht die Idee, er sei kritisch gedacht und spiele an auf die meist vergeblichen Versuche von Linguisten, sprachliche Phänomene in Regelformulierungen zu fassen. Das wird hier nebenbei auch eine Rolle spielen, aber im Fokus steht wirklich die Bildung solcher Wörter wie *Wischivaschi*.

In der Forschung und der einschlägigen Literatur findet man hierzu kaum Präzises, behaupte ich. Die Wortbildungslehre war daran interessiert, Wortbildungen und ihnen zugrundeliegende Muster regulär zu erfassen. Dazu wurden Lexeme und Fixe kategorisiert, sodass präzise Regeln formulierbar wurden, etwa Regeln wie (1) oder Muster wie (2):

(1) $N \rightarrow N N$ (*Handarbeit*)

$N \rightarrow A N$ (*Grauzone*)

$A \rightarrow N \text{SUF}$ (*natürlich*)

(2) best | mög | lich

A

A V SUF

Etwas weicher wurden Wortbildungstheoretiker schon, wenn es um reguläre Bedeutungsfestschreibungen ging, wenngleich auch hier die Fehlversuche Legion sind.¹

In neuerer Zeit gibt es Versuche, von der streng regulären Darstellung etwas abzukommen und stattdessen semantische Gesichtspunkte in den Vordergrund zu bringen.²

Wenn Sie keine Wortbildungsregel für die Wischivaschi-Bildung³ finden, so hängt das weniger damit zusammen, dass es keine gäbe, sondern eher vielleicht damit, dass die Regel nicht so kategorial zu fassen ist, vor allem auch deshalb, weil hier nicht rein Morpheme kombiniert werden und die Bildung wesentlich phonologische Strukturen betrifft.

1. Mit der Analyse von Wischivaschi-Bildungen bewegen wir uns im Bereich der Reduplikation. Wir kennen Doppelungen oder Wiederholungen im laufenden Text zur Verstärkung: „Das ist sehr, sehr häufig.“ Es ist ein weit verbreitetes Phänomen, aber nicht Wortbildung. Als Wortbildung gibt es die reine Wiederholung, also Fälle, wo ein Wort gebildet wird durch einfache Wiederholung eines Lexems, in Kreolsprachen. So etwa Verben:

(3) kottikotti (nach *cut*) „klein schneiden“

¹ cf. etwa Heringer 2009, Kap. 11.1

² Ein Versuch (besonders für das englische *un-*) liegt vor in Plag 2004 mit der These „... the syntactic category of potential base words is only a by-product of the semantics of the process. One could even venture the more radical hypothesis that in general the word-class of the input does not play a role“.

³ Meist wird hier von Echowörtern gesprochen, was mir aber etwas zu diffus erscheint. Duden hat den Terminus „Reimdoppelung“, der aber nur manche erfasst, die Erscheinung damit fälschlich auseinanderreißt.

takkitakki (nach *talk*) „tratschen“

koffokoffo (nach *cough*) „hüsteln, husten“

Und auch Nomen:

(4) balibali „Lärm“

djompodjompo (nach *jump*) „Grashüpfer“

In den Kreolsprachen haben wir es wohl mit einer produktiven Regel zu tun, die zu etablierten oder auch lexikalisierten Produkten führen kann. Im Deutschen ist es eher ein Luxusmuster, das aber auch schon zu etablierten Wörtern geführt hat: *balla balla*, *bitte bitte*, *Blabla*, *Bonbon*, *Dallidalli*, *fifty-fifty*, *huschhusch*, *igitt-igitt*, *Pinkepinke*, *plemplem*. Noch als Entlehnung empfunden: *Agar-agar*, *bye-bye*, *Can-Can*, *cin-cin*, *chi-chi*, *Couscous*, *frou-frou*, *gaga*, *go-go*, *goody goody*, *jam-jam*, *Tsetse(Fliege)* und eher kindersprachlich oder Mama-Talk: *Wauwau*, *Wehweh*, *winkewinke*.

Morphologische oder morphologisch genutzte Reduplikation ist geläufig aus der lateinischen Perfektbildung:

(5) *cucurri* (von *currere*) „laufen“, *fefelli* (von *fallere*) „täuschen“, *pependi* (von *pendere*) „hängen“

Hier gibt es auch schon Fälle, in denen abgewandelt dupliziert oder besser: dupliziert und abgewandelt wird:⁴

(6) *pepuli* (von *pellere*) „antreiben“

Manche sprechen hier von Ablaut. Die Frage ist aber, wie weit die Vokalfolge regelmäßig ist.⁵

Im Lateinischen werden jeweils Silben dupliziert, also keine Lexeme oder Morpheme. Darum ist es kein Fall klassischer Wortbildung. Ähnliches gilt für unsere Wischiwaschis.

3. Ich beginne mit der regulären Beschreibung an Beispielen aus dem Deutschen und Englischen. Ich tue dies in Musterregeln, deren Form ich im Verlauf erkläre. Alle behandelten Bildungen bestehen aus zwei Elementen: einer Basis und dem Duplikat. Beide werden in der Darstellung getrennt durch #. Das Duplikat ist keine reine Kopie, es ist eine Variante der Basis. Wichtig werden außerdem die Silbigkeit und die Silbenstruktur. Sie wird dargestellt mit den üblichen Variablen: C für Konsonant und V für Vokal.⁶

Ich beginne mit einsilbigen Basen: *Heckmeck*, *hi fi*, *Klimbim*, *Pall Mall*, *Picknick*, *ratzfat*, *ruckzuck*, *snail-mail*, *Tex-Mex*, *wing-ding*; *back pack*, *blackjack*, *bow wow*, *claptrap*, *gang-bang*, *hob-nob*, *humdrum*, *pell-mell*, *pow-wow*, *vi-spy* (= *Virus-Spy*).

(7) $C_1(C_2)VC(C)\#C_3(C_4)VC(C)$ mit $C_1 \neq C_3$, $C_2 \neq C_4$

k (l)i m()# b () im()

⁴ Hier ist nicht immer ganz klar, ob das Duplikat voransteht oder folgt.

⁵ Übrigens gab es Reduplikation im Verbalparadigma auch im urverwandten Germanischen, etwa got. *lêtan* > *laîlôt*, „lassen“, *têkan* > *taitôk*, „berühren“, auch protogermanisch **fallana* > **fefall* „fallen“.

⁶ Die Schreibweise solcher Wörter ist öfter, besonders im Englischen, unsicher: mal in zwei Wörtern (*hocus pocus*), mal mit Bindestrich (*hocus-pocus*), bei vielen auch in einem Wort (*Hokuspokus*).

Die eingeklammerten Variablen sind fakultativ. Es bleibt eine gewisse Frage, ob nicht alle Konsonanten verschieden sein sollten, und auch, ob $C_2 \neq C_4$ immer gilt.

Häufig wird nicht der Anfangskonsonant im Duplikat variiert, sondern der Vokal: *Bimbam, Flickflack, flippflopp, Hickhack, Hiphop, klingklang, Krimskrams, Mischmasch, piffpaff, Pingpong, pitschpatsch, plitschplatsch, ritschratsch, Schnickschnack, Schnippschnapp, schwippschwapp, Singsang, Ticktack, tipptopp, tripptrapp, Wigwam, Wirrwarr, yin yang, Zickzack; bing bang, chit-chat, clink-clank, criss-cross, ding-dong, flip flop, mish-mash, riff-raff, sing-song, zig-zag.*

(8) $C(C)V_1C(C)\#C(C)V_2C(C)$ mit $V_1 \neq V_2$

p(l)it(sch)#p(l)at(sch)

Der Vokalwechsel wird schon mal als Ablaut aufgefasst, aber Reihen sind natürlich nicht gegeben. Eine Tendenz scheint der inversen Sonoritätshierarchie⁷ zu folgen, von schwachem Vokal (vor allem /i/) zu starkem Vokal (/a/ oder /o/). Es gibt dabei auch sprachspezifische Vorlieben. Machen die Glocken im Deutschen bim-bam, machen sie in anderen Sprache ding-dong. Würden die Deutschen gern tiki taki spielen, spielt das spanische Vorbild eher tiki taka. Ein schönes Beispiel vom Ende der Hierarchie mit /u/ ist übrigens *pilpul*, womit auf Jiddisch Haarspaltereien bezeichnet werden.

Die weitaus meisten Funde habe ich beim folgenden Muster. Bei den zweisilbigen Basen trenne ich im Muster die Silben durch Unterstrich: *ätschi-bätschi, Boogie Woogie, Charivari, Hackelpackel, Halligalli, Hally-Gally, Hokuspokus, Hullygully, Huschiuschi, Kuddelmuddel, Larifari, lirim-larum, multikulti, okidoki, pillepalle, Rambazamba, Remmidemmi, Rengeldengel, ruckizucki, rumpelpumpel, tiki taki, Schickimicki, Schorlemorle, sexyhexy, superduper, Techtelmechtel, Tingeltangel, tuttifrutti; deary-weary, dillydally, fender-bender (= kleiner Autozusammenstoß), fuddy-duddy, fuzzy wuzzy, gender bender, hanky-panky, happy-clappy, helter-skelter, hodge-podge, holus-bolus, honky tonky, hootchie-kootchie, hotsy-totsy, hugger mugger, hurdy-gurdy, hurly-burly, mumbo jumbo, namby-pamby (= schlaff), nitty-gritty, piggywiggy, pinky-winky (kleiner Finger), powwow, raggle-taggle, rumpy-pumpy.*⁸

(9) $C_1VC_CV(C)\#C_2VC_CV(C)$ mit $C_1 \neq C_2$

r am_ba()# zam_ba()

Ich verzichte hier mal darauf zu zeigen, dass die erste Silbe auch offen sein kann.⁹ Das heißt, es können zwei Konsonanten in der Silbengrenze aneinanderstoßen oder ein Einzelkonsonant kann zur ersten oder zur zweiten Silbe gehören.¹⁰

Es folgen nun noch die Wischiaschis mit zweisilbigen Basen + Vokalvariation: *Wischiaschi, Tingeltangel, Kribbeskrabbes, Dingeldangel, Kritzikratzi, pickepacke, pitschepatsche; chitter-chatter,*

⁷ Gewöhnlich wird diese Hierarchie so gesehen: a > e > o > i > u.

⁸ Hier noch weitere englische: *easy peasey, fuddy duddy, happy-clappy, heebie-jeebie, hinky dinky, hobby-bobby, hoddy-noddy (= verrückt), jiggy-joggy, lovey-dovey, nitty gritty, peepie-creepie, piggy wiggy, razzle dazzle, rosy posy, rumble-tumble, silly billy, super-duper, super-trooper, teenie weenie, tootsie wootsie, willy-nilly.* Die Regel könnten wir noch etwas erweitern, sodass sie auch hier Doppelkonsonanz am Anfang erfasst (für *Schnuckipucki, schnurzipur*):

$C_1(C_2)VC_CV(C)\#C_3VC_CV(C)$ mit $C_1 \neq C_2 \neq C_3$

⁹ Es gibt auch wenige vokalisch anlautende: *okidoki, airy-fairy, arsey darsey, arsey-versey, artsy-fartsy, arty-farty, arty-tarty, easy peasey, eency-weency, itsy-bitsy, auch ätschi-bätschi.*

¹⁰ Ein bisschen besonders ist *Risibisi* (ursprünglich *Risipisi* von ital. *riso con piselli* = Reis mit Erbsen).

*clitter-clatter, dilly-dally, ficto-facto, fiddle faddle, jibber-jabber, jingle-jangle, shilly-shally, wibble-wobble, wiggle-waggle, wishy-washy.*¹¹

(10) $C(C)V_1C(C)_{CV(C)}\#C(C)V_2C(C)_{CV(C)}$ mit $V_1 \neq V_2$

$k(r)i b()_{be(s)}\#k(r)ab()_{be(s)}$

Vielleicht wären noch zu nennen: *bimmelbammel, kribbelkrabbel* und das Spiel *Wiggelwaggel*. Die Variation wird gewöhnlich in prosodisch prominenten Silben gemacht. Darum etwa bei endbetonten in der zweiten Silbe: *così cosà, comme-ci comme-ça*, auch *Hallihallo*.

Nun können wir zum Gesamtmuster zusammenfassen:

(11)
$$\left[\begin{array}{l} C_1(C_2)VC(C)\#C_3(C_4)VC(C) \text{ mit } C_1 \neq C_3, C_2 \neq C_4 \\ C(C)V_1C(C)\#C(C)V_2C(C) \text{ mit } V_1 \neq V_2 \\ C_1VC_{CV(C)}\#C_2VC_{CV(C)} \text{ mit } C_1 \neq C_2 \\ C(C)V_1C(C)_{CV(C)}\#C(C)V_2C(C)_{CV(C)} \text{ mit } V_1 \neq V_2 \end{array} \right]$$

Es bleibt noch Einiges zu erwähnen, das diese Formel nicht erfasst. Im Englischen finden wir auch dreisilbige, vor allem welche auf *-y*: *fliberty-giberty, hackerty-backerty, hickery-pickery, hickory-dickory, higgledy-piggledy, lubbelly-jubbelly, nickety-pickety, niminy-piminy; bibbity bobbity, hippety-hoppety, pishery-pashery*.

Ein wichtiges Merkmal der Wischiaschis ist: Das Wischiaschi sollte segmentierbar sein, sodass eine Komponente ein Lexem oder lexemartig ist.¹² Es sollten aber nicht beide Elemente normale Lexeme sein, sodass etwa wie bei *Handstand, Hausmaus, Herzschmerz, Mauerbauer, Weinstein, maulfaul* oder *Hotspot* (engl. *double trouble, dream team, flower power*) ein normales transparentes Wort entsteht.

Das Bildungsprinzip wirkt übrigens auch anderswo: Mit einem Einschub, einem Fugenzeichen sozusagen: *holterdipolter, Schwuppdiwupp, Muckefuck* und vielleicht in *Tohuwabohu*. Abwandlungen des Grundmusters finden sich in sog. Zwillingformeln: *cash and carry, fix und foxi, Knall auf Fall, Krethi und Plethi, Saus und Braus, schlank und rank, Schritt und Tritt*.¹³

4. Was die Bedeutung solcher Wischiaschis betrifft, tut man sich so schwer wie bei Wortbildungen allgemein, vielleicht noch schwerer. Für Reduplikationen allgemein ist eine Strategie bekannt: Man setzt eine allgemeine Bedeutung an, erklärt Gruppen von Beispielen und ordnet sie einem semantischen Kriterium zu. Bei Fleischer/ Barz (1995, 225) werden Reduplikationen kurz und allgemein als Steigerung gesehen.

Speziell zugeordnet werden Gruppen von Reduplikationen: Vielheit, Intensivierung, Steigerung und Iteration.

¹¹ Des Reichtums wegen noch einige interessante englische Funde: *argie-bargie* (für *ergo* in Argumentationen), *crinkum-crankum* (knotted intricately), *gibble-gabble* (foreign speech), *pindy-pandy* (conjuror's word, etwa wie *abracadabra*), *skimble skamble* (disordered), *tittle-tattle* (Tratsch), *wimbly-wambly* (of upset stomach).

¹² Nicht lexemartige Komponenten finden wir in *Tortur, Kalkül, Taktik*. Wir rechnen sie deshalb nicht zu den Wischiaschis.

¹³ Auf weitere Feinheiten gehe ich hier nicht ein. So scheint es beispielsweise eine Regularität, dass das zweite Element mit Konsonanten höherer Obstruenz beginnt als das erste, Vogt 2009, 124. Zur Reduplikation in Echowörtern allgemein: Vogt 2009, 5.3.2.

Zweiheit
wheel wheel = Fahrrad

Intensivierung
look look = starren

Vielheit
house house = Häuser¹⁴

Iteration
cough cough = husteln

Verbreitet ist auch die Idee, es handle sich um Ikonismen. So werde die äußerliche Wiederholung übertragen auf das zu Sagende, dass nämlich ein Vorgang sich wiederholt, klassisch gesprochen, dass es sich bei dem Wort um ein Iterativum handelt. Das ist plausibel, aber auch spezifisch.

In Hindi gibt es sogar eine Art Wischiwaschis, deren Bedeutung mehr oder weniger regulär gefasst werden kann. Hier kommt aber ein ganz anderer Bedeutungszug ins Spiel, der lexikalisiert scheint (Vogt 2009, 115):

plet (= *plate*) 'Teller', *plet-vet* 'Teller und dergleichen', *yaad* 'Gedächtnis', *yaad vaad* 'Gedächtnis und so weiter'

Es geht jedoch nicht darum, wie der kluge Linguist auf die Bedeutung oder Lesart kommt, sondern darum, wie die Sprecher draufkommen. Es muss in normaler Kommunikation gehen, mit normaler Sprachkompetenz. Wie kommt der Rezipient von der allgemeinen luftigen Bedeutung auf die jeweils passende Deutung?

Mit den allgemeinen Kommunikationsprinzipien argumentiert Levinson (Levinson 2000). Damit kann sowohl die allgemeine Grundbedeutung bestimmt werden als auch die plausible Ausdeutung für den einzelnen Fall. Für ihn spielen die zwei Grundprinzipien herein, das Q-principle und das I-principle:

Q-principle

Do not provide a statement that is informationally weaker than your knowledge of the world allows, unless providing a stronger statement would contravene the I-principle (Levinson 2000: 76).

I-principle

Say as little as necessary, that is produce the minimal linguistic information sufficient to achieve your communicational ends (bearing the Q-principle in mind) (Levinson 2000: 114).

Eine Wiederholung ist prinzipiell überinformativ, scheint im Konflikt mit dem I-principle. Wenn der Sprecher sich also wiederholt, hat er sich was dabei gedacht, bezweckt etwas Besonderes, wird der kooperative Rezipient sich denken. Es geht um sog. Implikaturen und entsprechende Rasonnements, die das mögliche Vorgehen des Rezipienten ausformulieren. So möchte Levinson zeigen, dass das pragmatische Prinzip gilt: weite Bedeutung + pragmatische Rasonnements. Das Verständnis beruht auf den Implikaturen, die der Rezipient in der Verwendung erkennen muss.¹⁵

Nach dem I-principle scheint also der Wischiwascher zu viel zu geben. Nennen wir demnach die weite Bedeutung der Wiederholung mal *vague SURPLUS*. Nun geht es darum, welches lexikalische

¹⁴ Chinesisch *ren* ‚Person‘, *renren* ‚jeder‘. Eigentlich ist Zweiheit ein Fall von Vielheit.

¹⁵ Ein ähnliches Vorgehen hat Aronoff 1980 an sog. contextuals demonstriert.

Wissen kann der Rezipient für seine Deutung über Implikatur nützen? Ich simuliere dazu Beispiele aus aller Welt auf Englisch.

Nehmen wir als Beispiel *kick kick*.

Wer mit dem Lexem verbindet, dass treten weh tun kann, könnte implizieren, es sei von besonders schmerzhaftem Treten die Rede.

Wer mit dem Lexem verbindet, dass treten Kraft fordert, könnte implizieren, es sei von besonders kräftigem Treten die Rede.

Beispiel *dog dog*

Wer mit dem Lexem verbindet, dass Hunde bissig sind, könnte implizieren, es sei von einem besonders bissigen Hund die Rede.

Wer mit dem Lexem verbindet, dass Hunde kleine, mindere Tiere sind, könnte implizieren, es sei von einem besonders kleinen, hündischen Hund die Rede.

Beispiel *food food*

Wer mit dem Lexem verbindet, dass Nahrung nahrhaft sein sollte, könnte implizieren, es sei von besonders guter, nahrhafter Nahrung die Rede.

Wer mit dem Lexem verbindet, dass Nahrung gut schmecken sollte, könnte implizieren, es sei von besonders kulinarischer Nahrung die Rede.

Beispiel *you you*

Wer mit dem Lexem verbindet, dass zu einem you ein I gehört, könnte implizieren, es sei von sozialer Gemeinschaft die Rede.

Beispiel *II*

Wer mit dem Lexem verbindet, dass jemand oft I sagt, könnte implizieren, es sei von Egoismus die Rede.

Natürlich kann das Wiederholen auch lexikalisiert sein, also eine feste lexikalisierte Bedeutung haben. Doch die muss es bekommen haben und möglicherweise liegt am Grund eine Implikatur, die generalisiert und lexikalisiert wurde.

In Wischiwaschis finden sich selten morphematische Strukturen. Klar scheint im Englischen das –y, das Adjektive ableitet. Im Deutschen haben wir fast als Kennzeichen für Wischiwaschis das suffixartige –i, dem meistens eine hyperchoristische Bedeutung zugesprochen wird. Ich finde es auch infantilisiert. Wie ein echtes wischi-spezifisches Morphem verhält sich im Englischen die produktive Präfigierung mit *schm-* oder *shm-*, das in einer abwertenden Formel verwendet wird, etwa *problem shmoble* (Levinson 2000) oder *Oedipus Schmoedipus* (Album von Barry Adamson), *breakfast schmeakfast*, *Rumsfeld Schmumsfeld*. Die Bildungsweise soll aus dem Jiddischen kommen.

5. Beim einzelnen Wischiwaschi kommt man damit natürlich nicht auf die Bedeutung, schon deshalb nicht, weil man kein etabliertes Morphem als Sprungbrett hat. Bei den etablierten muss man den Gebrauch kennen wie bei anderen Wörtern. Bei neuen muss man auf die Bedeutung

kommen wie bei anderen Neologismen. Aber es gibt auch Inferenzmöglichkeiten. Weit verbreitet ist ein abwertender Bedeutungszug des Bildungsmusters.

Weiter haben Wischiwaschis ein stilistisches Gschmäcke (auffällig etwa Kindersprachliches¹⁶) und einen kommunikativen Mehrwert. Darin besteht ihr Witz. Der Sprecher will vielleicht etwas zeigen

- von sich selbst,
- von seiner Sprachkompetenz,
- von (der Kraft und Schönheit) der Sprache usw.

Vor allem will er, dass der Rezipient das erkennt. Er will ihm zu denken geben. Und der Rezipient wird es genießen, wenn er draufkommt. Es hat etwas von Aha-Effekt wie bei Spaßkommunikation.

Ein Mehrwert besteht vor allem auch darin, dass Basis oder Duplikat oder beide Anklänge an etablierte Lexeme zeigen können und damit Assoziationen evozieren.¹⁷ Das kann gut für Anspielungen genutzt werden und Polemik.

Verhältnismäßig gestützt ist die Deutung, wenn die Basis ein Lexem ist wie in *Wirrwarr*, *Mischmasch*¹⁸ und *ätschi-bätschi*, möglicherweise auch das Duplikat *multikulti*. *wirr* ist mit Assoziationen verbunden wie *verwirren*, *Wirrkopf* usw. Von daher verheißt *Wirrwarr* nichts Gutes. Gemisch ist für Reinheitsfanatiker schlecht. Steht dieser Bedeutungszug im Vordergrund, wird so Gemischtes als schlecht gesehen. In *huschiuschi* wird mancher *drüber weg huschen* sehen und entsprechend werten, wenn etwas *huschiuschi* geht.

Nur das Duplikat ergibt ein Lexem in *pickepacke*, *Hickhack* und *ruckzuck*. Das Ganze kann noch angereichert sein durch das typische Suffix (*ruckizucki*, *Wischiwaschi*, *Schickimicki*). Das jeweilige Lexem mag auch leicht verfremdet sein wie in *Krimskrams* oder *Kritzikratzi* (*kritzeln*). Glatt läuft die pejorative Deutung bei *Krimskrams*, schon *Kram* allein hat sie und ähnlich steht es mit *kritzeln*. Zur Stützung und Anreicherung mögen auch Anklänge an Lexeme dienen wie in *Tingeltangel* (*Geklingel*), *Rambazamba* (*Rambo?*) und *Larifari*, das etwa über Anklänge „italienisch“ evozieren könnte oder für Lateinkenner was mit *fari* zu tun bekommt.

Eine Stützung und Anreicherung wird immer wieder in der Onomatopoesie gesehen: *Bimbam*, *piffpaff*, *pitschepatsche*, *Schnippschnapp*. Hierbei kommen auch übliche Metaphorisierungen ins Spiel, wenn etwa zu onomatopoetischem *ticktack* das Nomen *die Ticktack* verwendet wird. Als leicht ikonisch könnten auch gelten *Flickflack* und *Zickzack*. Selbst bei eher unmotivierten kann man vielleicht auf Anklänge kommen: *Klimbim* (*bimmeln?*).

Was die Bedeutung von Wischiwaschis betrifft, sollte man auch pragmatisch vorgehen und schauen, wie und in welchen Zusammenhängen sie gebraucht werden. Auch dazu einige Beobachtungen. Ein Zug ihrer Verwendung ist die stilistische Markiertheit. Einmal ihr oft kindersprachlicher Geruch, auch Dialektales *Gschistigschasti* (für Unsinn, darin *Gschiss?*) und

¹⁶ Hier sind vor allem Namen in Kinderliteratur zu nennen: Natürlich *Humpty Dumpty* und mein geliebter *Goggemogge*, aber auch *Chicken Licken*, *Foxy-Woxy*, *Henny-Penny*, *Lanky-Panky*, *Turkey-Lurkey*, *Tinky-Winky*.

¹⁷ Hier greifen dann auch die generellen Verstehensmethoden für Komposita, Heringer 2009, 102.

¹⁸ Dieses Wort hat ein Etymon – so wird behauptet. „Im Niederdeutschen gab es *miskmask* und im Französischen *micmac*, das wohl unserem Goethe als Vorlage für *Mickmack* diente. Das französische *micmac* soll seinerseits zurückgehen auf *mutemaque*, eben ein Mischmasch aus Französisch und Flämisch“, Heringer 2011, 85. So hätten wir es also mit einer Remotivierung zu tun, was auch die Kraft der Wischiwaschi-Regel zeigt.

Hackelpackel. Wischiwaschis, die tatsächlich Reime enthalten, bekommen auch kommunikative Wertschätzung durch deren Attraktivität. Reim ist jedoch ein Sonderfall partieller Reduplikation. Insgesamt zählt mehr ihr Witz oder das Ungewöhnliche. Darum eignen sie sich auch für Spitznamen (*Steady Eddie* = einst Vorstand der Bank of England, dann aber für vorsichtig und konservativ) und Kritisches oder Polemisches: *Stinker Pinker* oder *Tricky Dicky* (= Richard Nixon). Und witzelnd: *vomit comet* = das Trainingsgerät für Astronauten.

6. Nun haben Sie wohl alle Regeln beisammen, mit denen Sie Wischiwaschis produzieren könnten. Mit ein bisschen Training wird Ihnen das sogar intuitiv und automatisiert gelingen. Was Ihnen kaum gelingen wird, sie im Deutschen zu etablieren. Vielleicht genügt aber die Einbildung, Sie hätten ein neues Wort geschaffen. In den Duden kommen Sie damit nicht. So etwas Altes wie *pischtepatsche-nass* und natürlich *Wischiwaschi* könnten Sie da finden, die allermeisten hier erwähnten aber nicht. Warum?

Wie schon erwähnt, haben die Wischiwaschis ein stilistisches Gschmäckle. Sie passen in bestimmte Varietäten nicht so gut. Vor allem in die gehobene Schriftsprache schaffen es die wenigsten. Man weiß oft nicht, wie man sie schreiben sollte. In Kindersprache, in polemischen, auch witzigen Texten, da sind sie zu Hause. So gibt es auch einige in meinem Reizwörterbuch, die ich hier lieber nicht nenne. Versuchen Sie sich also selbst: ungeniert und unzensiert!

Literatur

Aronoff, Mark (1980): Contextuals. In: *Language* 56, 744-758

Braun, Maria (2004): *Word-formation and Creolisation: The Case of Early Saran*. Tübingen

Heringer, Hans Jürgen (2009): *Morphologie*. Paderborn

Heringer, Hans Jürgen (2011): *Heringers Reizwörterbuch*. Mannheim

Hüning, Matthias/ Schlücker, Barbara (2010): „Konvergenz und Divergenz in der Wortbildung – Komposition im Niederländischen und im Deutschen“. *Germanistische Linguistik* 206-209, 783-825

Kretschmer, Cordelia (2005): Reduplication in English. http://linguistics.online.uni-marburg.de/free/generalmodules/homeworks/morphology/reduplication_in_english.pdf

Levinson, Stephen C. (2000): *Presumptive Meanings. The Theory of Generalized Conversational Implicature*. Cambridge, MA

Plag, Ingo (2004): Syntactic category information and the semantics of derivational morphological rules. In: *Folia Linguistica* 38, 193-225

Vogt, Barbara (2009): *Prosodische Morphologie in grammatischen Kunstsprachen des Deutschen*. http://www.univr.it/documenti/AllegatiOA/allegatooa_02850.pdf

Wiese, Richard (1990): Über die Interaktion von Morphologie und Phonologie – Reduplikation im Deutschen. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 43, 603-624

#5

Parasitäre Redeformen und Evidenzialität

0. Einleitung

In letzter Zeit haben zwei bemerkenswerte Völkchen eine gewisse öffentliche Aufmerksamkeit bekommen. Da sind einmal die Aymara, die so viel Wert darauf legen, ob ein Vorkommnis oder eine Handlung vom Berichtersteller selbst gesehen wurde oder nicht. Ein Bericht wie „1492 segelte Columbus über den ganzen Ozean“ wäre in Aymara nur möglich, wenn der Sprecher zugleich sagt, ob er das persönlich miterlebt hat oder es nur vom Hörensagen weiß (Núñez/ Sweetser 2006). Die anderen Indios sind die Matsigenka: „Matsigenka, a Panoan language spoken in Amazonian Peru and Brazil, has an obligatory and uncommonly elaborate system for morphologically coding source of information. The most notable characteristic of Matsigenka evidentiality, which marks three evidential distinctions (direct experience, inference, and conjecture), is the intricate association with a likewise elaborate tense system that distinguishes three past tenses (recent, distant, and remote). All evidential markers are portmanteau verbal inflectional suffixes that simultaneously mark evidentiality and tense“ (Fleck 2007, 589).

Warum tun diese Indios das? Man versteht schon, dass hohe Evidenzialität überlebenswichtig sein könnte. Aber hätten wir sowas nicht viel nötiger?

Hier geht es nicht um die nette Searlesche Idee der Ausdrückbarkeit, nach der wir das ja alles auch könnten. Es geht um Härteres: um das, was ausgedrückt werden muss oder immer schon ausgedrückt wird. Da scheinen wir Indoeuropäer auf einem primitiveren Niveau geblieben zu sein. Jedenfalls ist die Neigung zur Sprecherannullierung oder Perkulution (wie Spooren und Jaspers 1990 diese Tendenz nennen) weit verbreitet. Dabei wäre es in der medial verfassten Welt geradezu unerlässlich zu wissen, wo die Informationen herkommen und wer sie verantwortet.

Vor einiger Zeit habe ich in einem sprachkritisch orientierten Büchlein über Redewiedergabe in den Medien von parasitären Redeformen gesprochen, ohne der Sache auf den Grund zu gehen. Dazu hier ein paar neuere Überlegungen. Ob wir damit auf den Grund stoßen, sei dahingestellt.

Meine Benennung scheint mir neu und so fragt man sich natürlich gleich, was damit gemeint ist: Sind es Redeformen oder wird nur so getan, als seien es welche? Parasiten leben von ihren Wirten, sie nisten sich bei ihnen ein und schnorren und schmarotzen. Ideologisch finden wir das nicht gut: Wir schätzen Individuen, die eigenständig für sich selbst sorgen, nicht von anderen leben.

Wenn schon die Benennung neu ist, sollte das Phänomen, um das es hier gehen soll, bisher auch unentdeckt geblieben sein? Einen frühen Hinweis finde ich bei Josef Kurz (1966). In seinem Buch zur Redewiedergabe¹⁹ befasst er sich in einem Kapitel mit der Erschließung neuer Mittel zur Redekennzeichnung, insbesondere Verben. Er weist darauf hin, dass heute etablierte Redeformen

¹⁹ Dieses Buch ist ein interessantes historisches Dokument. Erst einmal die Form, in der es mir vorliegt: Eine gebundene Fotokopie einer Fotokopie mit Einbesserungen von Hand an verblichenen Stellen, Eigentum der Univ.-Bibliothek Regensburg. Dann aber die Zeit: DDR und Journalismus 1966. Darin viel Material, das Erinnerungen wecken kann. Vor allem die Schreibhaltung: wissenschaftlich, systemkonform, aber vielleicht auch ein bisschen subversiv, was ich mit meinem Hintergrund öfter nur vermuten kann.

durchaus Metaphorisierungen von eher allgemeinen Handlungsverben sind wie etwa *unterbrechen*, *entgegenen* „entgegentreten“ oder *erwidern* „in Gegenstellung gehen“. Die neuen Mittel wie

„Sei nur ruhig“, legte die Mutter dem Vater wieder die Hand auf²⁰

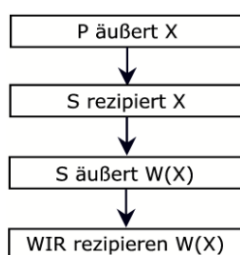
habe schon der Meister der Sprachkritik, Karl Kraus, als Unsitte am Expressionisten von Unruh gegeißelt. Kurz (1966, 89) äußert sich so: „Streben nach Variation und Ökonomie, aber auch Originalitätssucht, haben dazu geführt, über die eigentlichen Redeformen (Verba dicendi) und die bildlich als Redeformen gebrauchten Wörter hinaus auch Tatverben (Verba agendi) zur Redekennzeichnung zu verwenden; mit jeder beliebigen Gebärde oder Handlung, die mit der Äußerung verbunden sein kann, wird die Äußerung selbst gekennzeichnet: „Na endlich!“ streckte sich der Vater behaglich. (Becher)“²¹

Das ist eher älterer Stilkritik verpflichtet als sprachkritisch gedacht.

1. Redewiedergabe: Grundannahmen

Als Einleitung quasi der Konsens der Forschung – wenn es so etwas gibt. Es geht hier aber eher darum, die Redeweise zu explizieren, deren ich mich im Folgenden bediene.

Eine Redewiedergabe ist strukturell eine Dreierkommunikation. Sie vollzieht sich in zwei Phasen: Ein Sprecher P äußert etwas – wir nennen es die Primärrede oder kurz P-Rede und ihn den Primärsprecher – im Beisein oder gegenüber einem Hörer. In der nächsten Phase gibt S jetzt als Sekundärsprecher oder kurz S-Sprecher wieder, was P gesagt hat, in der Regel für Andere. Die Wiedergabe ist eine Behauptung mit Wahrheitsanspruch. Wir nennen sie Sekundärrede oder kurz S-Rede.



S-Sprecher waren im Normalfall keine direkten Zuschauer oder Zuhörer, sie haben Zuträger, haben Quellen. Eigentlich wären sie im Sinn von Evidenzialität verpflichtet, diese Indirektheit offen zu legen, die Quellen zu nennen. Doch das wäre meist eine lange Geschichte. Die Struktur der

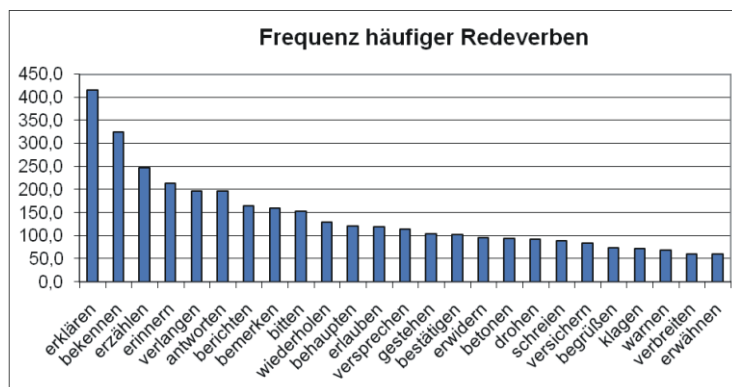
²⁰ Ich konnte dies bei Karl Kraus leider nicht finden. Das Beispiel aber zieht sich durch die Geschichte. Es findet sich wieder in Krahl/ Kurz: Kleines Wörterbuch der Stilkunde.

²¹ Ein Problem hierbei ist, dass Redeformen eben gerade auch Tatverben sind. Außerdem sind allgemeine Verben wie *anfassen*, *beenden*, *einstreuen* nicht spezifisch für Sprechakte gedacht, werden also fälschlich als Redeformen geführt.

Kommunikationssituation ändert sich hierdurch im Prinzip nicht: Alle Zwischenglieder sind S-Sprecher, also ein rekursives Verfahren.

Der S-Sprecher braucht in den meisten Standardformen der Redeerwähnung ein Verb des Sagens, die Originaläußerungen enthalten aber nur in der Minderzahl, nämlich in den explizit performativen Äußerungen, ein solches Verb. Zum Beispiel: „Ich behaupte hier, dass . . . “ oder „Ich verspreche Ihnen, dass ich . . . “ P-Sprecher werden selten die eigene Äußerung mit Sprechaktverben kommentieren. Der S-Sprecher muss also in der Regel ein Verb des Sagens oder Ähnliches hinzufügen. Dazu muss er die Art des Sprechakts erschließen. Er legt mit seiner speziellen Wahl die Illokution auf der Grundlage seiner Deutung der Originaläußerung mehr oder weniger eindeutig fest. Die Stelle dafür sei die R-Position in der Redewiedergabe.

In diesem Bereich ist Variation recht häufig. *Sagen* ist bei Weitem das häufigste und verhältnismäßig neutrale Redeverb. Häufige des öffentlichen Sprachgebrauchs sind hier frequentiell nach dem Mannheimer Korpus dargestellt.



Mit Redeverben kann der S-Sprecher geschickt zusammenfassen, von welcher Art der sprachliche Akt war oder zumindest gewesen sein soll. Das gilt vor allem für genuine Redeverben oder gar solche, die überhaupt nur zur Wiedergabe sprachlich Geäußerten verwendet werden können.

In kürzeren Varianten der Redeeinleitung nutzt der S-Sprecher die Möglichkeit der Spezifizierung nicht:

„Im Unterschied zu uns“, so SPD-Mann Müller, „müssen meine Kollegen von der Linkspartei kaum Rücksicht auf die Basis nehmen.“ (SP 33/ 14. 8. 2006, 31)

Noch weniger kennzeichnet der S-Sprecher in der Null-Einleitung. So wird man wohl das Folgende verstehen:

Aber er sieht auch die Schönheiten dieses Aufbruchs: „Nie vorher und nie mehr nachher war es in Deutschland so leicht, wildfremde Menschen kennenzulernen.“ (SP 8/18. 2. 2008, 152)

In diesen Fällen müssen wir aus anderen Indizien (vor allem Anführungszeichen, aber auch syntaktische Form) entnehmen, dass es sich um direkte Rede handelt.

Der S-Sprecher gibt nicht einfach die P-Rede wieder, er soll den Sinn vermitteln. Die Formen der Redewiedergabe werden gewöhnlich nach dem Wie in die direkten und die indirekten unterteilt. Gemeinhin wird die direkte Rede als Prototyp der Redewiedergabe gesehen und als Ideal.

In der Schule lernen wir: Die direkte Rede besteht aus einer Redeeinleitung, der R-Position, und der Rede, also dem Zitat. In der indirekten Rede gibt der S-Sprecher nicht direkt wieder, insbesondere zitiert er nicht. Entscheidendes Kennzeichen indirekter Rede ist die Perspektive des S-Sprechers, aus der nun gesprochen wird. Der S-Sprecher verändert Personenbezeichnungen, Raum- und Zeitangaben, eventuell auch das Tempus. Hinzu kommt meistens der Ersatz des Indikativs durch den Konjunktiv als Zeichen der indirekten Rede. Die Frage ist, ob er nicht öfter auch mehr transportiert. Irgendwie kann der Wechsel zwischen Indikativ und Konjunktiv schon in direkter Rede Verdacht wecken.

Wozu macht der S-Sprecher sich die Arbeit der Reformulierung und bildet einen syntaktisch komplexeren Satz, wenn das Ergebnis äquivalent wäre? Er wird seine Gründe dafür haben. Die normative Transformationsforderung erfasst die kommunikative Welt nicht. Wie es in solchen Fällen mit der Evidenzialität steht, lasse ich offen. Hier begnüge ich mich mit der direkten Rede.

2. Redeformen: Versuche einer Typologie

Mit den Untersuchungen zu den Indiosprachen wurde eine neue Beschreibungskategorie etabliert: die Evidenzialität, für die S-Sprecher verantwortlich sind. So müssten die Matses wohl in ihren Zeitungen fast ausschließlich im Modus der conjecture schreiben und zumindest im Modus der inference, wenn sie eine Redeeinleitung, insbesondere ein Redeform hinzufügen.

Hier soll es nicht um Redeformen²² allgemein gehen oder um eine Kategorisierung hunderter Redeformen.²³ Auf jeden Fall würde das bei der Buntheit schwierig. Dennoch sollen hier im Sinne

²² Redeformen und als Redeformen Verwendetes umfassen eine weite Spanne. Es gibt Übergänge und Grenzfälle. Liegt ein Redeform vor oder handelt es sich um eine Verwendung als Redeform? Ein notorischer Fall ist *bemerkten*. Wir deuten es als Redeform, wenn wir Indizien direkter oder indirekter Rede erkennen. Der Kontext kann es zum Redeform machen.

²³ Harras unterscheidet – eher semantisch – redeeinführende Verben,

- die auf die kommunikative Aufgabe des in direkter Rede stehenden Satzes Bezug nehmen („kommunikativer“ Aspekt): *auffordern, befehlen, verlangen, vorschlagen*
- die Gefühlsqualitäten der Rede charakterisieren bzw. die Rede als emotional betont kennzeichnen („emotionaler“ Aspekt): *anfahren, anherrschen, aufbrausen, auffahren . . . stöhnen, triumphieren, trösten, verzweifeln, sich wundern*
- die Lautqualitäten der Rede charakterisieren („phonatorischer“ Aspekt): *ächzen, anbrüllen, anschreien, bellern . . . zischeln, ziehen, zuflüstern, zurufen, zutuscheln*
- die auf Vorgänge des Denkens, die mit denen des Sprechens unmittelbar verbunden sind, Bezug nehmen („kognitiver“ Aspekt): *anerkennen, bedenken, behaupten, erkennen, erwägen . . . sinnieren, taxieren, überlegen, urteilen, wissen.*
- die auf den Anfang oder das Ende der Äußerungen Bezug nehmen („limitativer“ Aspekt): *anfangen, anheben, ansetzen, ausbrechen, beginnen . . . abbrechen, beenden, enden, schließen, unterbrechen*
- die auf Vorangegangenes oder zu Erwartendes Bezug nehmen („kontextualer“ Aspekt): *antworten, beantworten, entgegenen, ergänzen, erwidern . . . ankündigen, sich erkundigen, fragen*

Eine pragmatisch orientierte Kategorisierung habe ich vorgeschlagen in Heringer 2006.

einer prototypischen Ordnung ein paar Merkmale herausgefiltert und angewandt werden – mit dem Ziel dem näher zu kommen, was parasitäre Redeverbren sind und wem und wozu sie nützen. Dabei fokussiere ich auf die innere Struktur der jeweiligen Handlung, die das einleitende Verb bezeichnet.

Meine erste Voraussetzung ist, dass ein genuines Redeverb eine Handlung bezeichnet. Damit auszuschließen sind deshalb Verben wie *wissen*, *anerkennen* (die bei Harras als Redeverbren auftauchen) oder *sich erinnern*, *ahnen*. Mit dieser Einschränkung bleiben erst einmal Fälle wie der folgende außerhalb der Betrachtung:

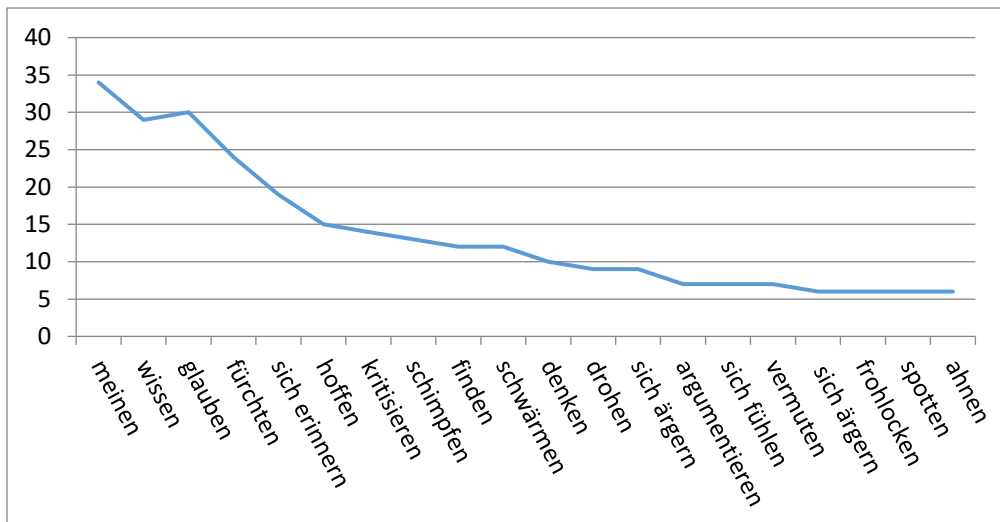
„Es gibt Autos mit Geschichte, und es gibt Autos mit Geschichten“, *weiß* Strauch. (SP 13/22. 3. 2008, 54)

Von einer Handlung wird hier nicht berichtet und, was die Evidenzialität betrifft, wäre zumindest „inference“ angebracht. Auf jeden Fall scheint es etwas blauäugig, was jemand gesagt hat, wiederzugeben als etwas, das er weiß, mithin auch glaubt, und dazu noch kundzutun, dass man es selber weiß oder glaubt.

„Einer der Gründe dafür ist, dass al-Qaida im Irak langsam stirbt“, glaubt er: „Warum sonst würden sie zu solchen Methoden greifen?“ (SP 8/ 18. 2. 2008, 109)

Auch hier bemüht der S-Sprecher keine overte Grundlage für seine Behauptung, es sei denn der P-Sprecher habe es gesagt und es sei eine Zutat des S-Sprechers zu behaupten, der P-Sprecher glaube es auch. Als kluge Rezipienten werden wir dann in der Regel schlichte stilistische Variation von *sagen* ansetzen. Der S-Sprecher aber bietet uns durchaus Ambivalentes: Einerseits die starke Zutat, andererseits aber die Relativierung, der P-Sprecher glaube das nur. Analog wird *meinen* verwendet. Anders ambivalent auch *bedauern*, bei dem meist nicht klar wird, ob der P-Sprecher performativ gesagt hat „Ich bedauere . . . “ oder ob es unterstellt wird vom S-Sprecher. Im Gegensatz zur Affirmation bei *wissen* und der Distanzierung bei *glauben* würde der S-Sprecher da in eine andere Wahrheitsfalle stolpern. Muss denn jemand, der gesagt hat „Ich bedauere . . . “, auch tatsächlich bedauert haben?

Wenn man etwa acht Spiegelausgaben durchsucht, erkennt man geradezu die journalistische Vorliebe für Verben dieser Art.



Die innere Struktur einer Handlung ist bestimmt durch die indem-Relation: Man führt eine Handlung aus, indem man eine andere Handlung ausführt. Das wird auch als die Erzeugtheit der Handlung bezeichnet. Damit könnten wir eine Palette einschlägiger Verben differenzieren:

1. Handlungen, die nur oder auch durch sprachliche Handlungen erzeugt werden können: sagen, behaupten, schimpfen, flachsen, prahlen; poltern:

„Wir kommen nicht mit Kalaschnikows, sondern mit Geld“, flachste er bereits vor zwei Jahren während eines Deutschlandbesuchs. (SP 14/31. 3. 2008, 76)

Er wusste angeblich alles, schrieb aber nur die Hälfte davon und gefiel sich im lauten Schweigen: „Die Steigerung von Graeter ist diskreter“, prahlte er. (SP 8/18. 2. 2008, 101)

Es werde mit der PDS „keine Gespräche, keine Verhandlungen, gar nichts geben. Punkt. Schluss!“, polterte Scharping damals. (SP 9/25. 2. 2008, 21)

2. Handlungen, die nur oder auch durch symbolische Handlungen erzeugt werden können: grüßen, befehlen, spotten, pöbeln, sich anbiedern:

Aber Limbourg führte ja auch merkwürdig hölzern durch die Nachrichtenlage, biederte sich beim Thema Börsen-Crash etwas simpel an die Zuschauer an: „Seien Sie heilfroh, wenn Sie heute keine Aktien besitzen.“ (SP 13/ 22. 3. 2008, 106)

3. Handlungen, die nie durch sprachliche oder symbolische Handlungen erzeugt werden können: ätzen, grinsen

„Bis heute haben von den ungefähr 30 Autos mehr als 120 Autos den Krieg überlebt“, ätzt Bernd Wallmeier, 65, Präsident des Mercedes-Benz Veteranen Clubs. (SP 13/22. 3. 2008, 54)

3. Parasitäre Redeverben in Beispielen

Das große Problem einer solchen Aufstellung ist, dass Verben so vielfältige Verwendungen haben und dass wohl die meisten auch metaphorisch verwendet werden können und verwendet werden. So sind metaphorisch etabliert etwa *knurren*, *bellen*, *schäumen*:

„Wer seine Botschaft ständig einschränkt und relativiert, hat nichts zu sagen“, bellt er in die Runde. (SP 10/3. 3. 2008, 128)

„Die können wir auch gut gebrauchen“, knurrte Steinbrück. (SP 11/10. 3. 2008, 26)

„Finanzminister schröpft Hugo Boss“, schäumte die „Welt“. (SP 12/17. 3. 2008, 96)

„Oh, es ist immer die Anzeige, nie die Botschaft“, schoss Grunwald zurück. (SP 9/25. 2. 2008, 129)

Verben für den letzten Handlungstyp, die nicht metaphorisch zu verstehen sind, aber dennoch in der R-Position stehen und so zur Redeeinleitung verwendet werden, sind parasitäre Redeverben. Sie werden ad hoc wie Redeverben verwendet:

Hermann grinst breit: „Da hab ich mir gedacht, bei uns daheim ist es grad umgekehrt, und drum passen wir gut zusammen.“ (SP 7/11. 2. 2008, 130)

Bahn-Chef sei der „zweitverrückteste Job“ der Republik, grinste sein Chef und Gönner Gerhard Schröder, als er noch Kanzler war. (SP 7/ 9. 2. 2009, 73)

So ganz klar ist eine derartige Wiedergabe nicht. Sagt es und grinst dabei? Darüber? Und wie geht schon grinsen. Der Unterschied zu lachen oder lächeln – können Sie den sehen? Unklarheit mag auch darin liegen, ob wir ein Redeverb sehen oder ob wir von der üblichen Verwendung und einer Rede mit Nulleinführung ausgehen. So deutet im Folgenden der Doppelpunkt auf eine Redeeinführung und damit auf ein parasitäres Redeverb *schmunzeln* hin:

Eine Arbeitsgruppe also – da muss auch der Bischof schmunzeln: Wenigstens darin sind sich Türken und Deutsche ähnlich. (SP 12/ 17. 3. 2008, 53)

Ganz deutlich ist das parasitäre Redeverb hier, wenngleich *seufzen* immerhin noch mit einer lautlichen Äußerung verknüpft ist und man annehmen könnte, das Zitierte sei gesagt worden, und zwar moduliert in seufzendem Tonfall.

„Ich wünschte, Libanon wäre eine Insel“, seufzte der stellvertretende Uno-Generalsekretär Mark Malloch Brown vor Diplomaten. (SP 34/ 21. 8. 2006, 24)

Wäre das Folgendes ähnlich zu erklären oder ist es schon rein parasitär?

„Was da innerhalb nur eines Tages geschehen ist“, stöhnt ein RWE-Manager, „wird den Markt in ganz Europa nachhaltig verändern.“ (SP 10/ 3. 3. 2008, 77)

„Umso ernüchternder ist es für viele von ihnen zu hören, dass sie sich den Weg dahin schon mit dem allerersten Liebhaber verbaut haben könnten: „Und dann für diese Nummer“, stöhnte eine 15-jährige. (SP 12/ 17. 3. 2008, 134)

Bei manchen könnte man annehmen, dass parasitäre Verwendung gar nicht mehr mitklingt und ein metaphorisch etabliertes Redeverb vorliegt:

„Die Serben haben mit den Schüssen auf unsere Soldaten die rote Linie überschritten“, tobte der französische Kfor-Kommandeur Xavier Bout de Marnhac. (SP 13/22. 3. 2008, 126)

Wär ich Journalist, könnte ich mir sogar so etwas erlauben:

„Seit ich Vorsitzender bin, haben wir alle Landtagswahlen gewonnen“, schwitzte er in der ZDF-Sendung „Was nun, Herr Beck?“.

In einem nicht evidentialen System wäre eine gewisse Evidenz im Gesagten zu fordern für die adäquate Verwendung eines Redeverbs. Wie soll das Zitat nun dieses Redeverb hergeben?

„Mehdorn muss weg“, donnerte etwa SPD-Präsidiumsmitglied Björn Böhning. (SP 7/ 9. 2. 2009, 73)

Schon im Jahr 2005 donnerte Mehdom in seiner Führungskräfte-Postille „update“: Genau in dieser Richtung ist unsere Konzernsicherheit im Verbund mit allen Experten, die bei der Bekämpfung eines solchen Vertrauensbruchs hilfreich sein können, seit einigen Monaten verstärkt unterwegs. (SP 7/ 9. 2. 2009, 73)

„Aber das versteht“, kracht es aus rotem Polster, „sowieso niemand in der Welt“. (SP 50/ 8. 12. 2008, 116)

Dominik schaltet auf stur: „Das seh ich nicht so. Ich sehe aus wie ein Superstar, ich hab das Zeug zum Superstar“, woraufhin Bohlen komplett ausflippt: „Du wirst dein ganzes Leben lang ein scheiß-erfolgloser Friseur bleiben!“ (SP 7/11. 2. 2008, 82)

Die meisten parasitären Redeverb sind verbunden mit offenen Wertungen des S-Sprechers. Es sind in der Regel Abwertungen des P-Sprechers oder seiner Äußerung. Wir könnten uns fragen, wieso das bei uns ankommt.

Redewiedergabe, besonders die direkte Rede, vermittelt nach journalistischer Lehre Authentizität. Wie aber steht es mit der Evidenzialität? Sollte Authentizität nicht von ihr leben?

Evident könnten der sakrosankte Wortlaut und die Kette der Kolportagen sein. Alles Andere ist Kommentar des S-Sprechers, für den der nur so weit haftet, wie es üblich ist – eben wenig. Als Rezipienten sind wir damit zurückgeworfen auf unsere eigene Einschätzung – wir urteilen nach Plausibilität. Und da sind wir unterschiedlich geeicht.

Literatur

- Fleck, David W. (2007): Evidentiality and double tense in Matses. In: *Language* 83, 589-614
- Gülich, Elisabeth (1978): Redewiedergabe im Französischen. Beschreibungsmöglichkeiten im Rahmen einer Sprechakttheorie. In: Meyer-Hermann, Reinhard (Hrsg.): *Sprechen – Handeln – Interaktion. Ergebnisse aus Bielefelder Forschungsprojekten zu Texttheorie, Sprechakttheorie und Konversationsanalyse*. Tübingen, 49-99
- Harras, Gisela (2001): Performativität, Sprechakte und Sprechaktverben. In: Harras, Gisela (Hrsg.): *Kommunikationsverben. Konzeptuelle Ordnung und semantische Repräsentation*. Tübingen, 11-32
- Henning, Eberhard (1969): Möglichkeiten und Grenzen der Redeeinleitung. In: *Muttersprache* 79, 107-128
- Heringer, Hans Jürgen (2006): Die Welt vom Hörensagen. In: *DU* 58, 40-50
- Heringer, Hans Jürgen (2011): Ein Affe im Spiegel. *Journalisten und wir – eine Kritik*. Tübingen
- Jäger, Siegfried (1968): Die Einleitungen indirekter Reden in der Zeitungssprache und in anderen Texten der Gegenwartssprache. Ein Diskussionsbeitrag. In: *Muttersprache* 78, 237-249
- Kurz, Josef (1966): *Die Redewiedergabe. Methoden und Möglichkeiten*. Leipzig
- Munro Robert/ Ludwig, Rainer/ Sauerland, Uli/ Fleck, David W. (2012): Reported Speech in Matses: Perspective Persistence and Evidential Narratives. In: *International Journal of American Linguistics*, Vol. 78, 41-75
- Núñez, Rafael E. / Sweetser, Eve (2006): With the Future Behind Them: Convergent Evidence From Aymara Language and Gesture in the Crosslinguistic Comparison of Spatial Construals of Time. In: *Cognitive Science* 30, 1–49
- Petöfi, János / Kayser, Hermann (1978): Sprechhandlungen und Semantische Interpretation (Die Rolle der performativ-modalen, weltkonstitutiven und deskriptiven Ausdrücke in der Textinterpretation). In: Meyer-Hermann, Reinhard (Hg.): *Sprechen – Handeln – Interaktion. Ergebnisse aus Bielefelder Forschungsprojekten zu Texttheorie, Sprechakttheorie und Konversationsanalyse*. Tübingen, 1-48
- Searle, John R. (1982): *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie* (übersetzt von A. Kemmerling). Frankfurt/ M.
- Spooren, Wilpert / Jaspers, Joep (1990): Tekstoperaties en Tekstperspectieven. In: *Gramma, tijdschrift voor taalkunde* 14, 195-220
- Wunderlich, Dieter (1969): Bemerkungen zu den Verba dicendi. In: *Muttersprache* 79, 97-107